

(Nachdruck verboten.)

22)

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Der Vorsitzende schien gerade wie gestern aus lauter Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zusammengesetzt und erklärte und brachte den Geschwornen das bei, was sie bereits wußten und unmöglich nicht wissen konnten. Ebenso wie gestern wurden Hausen gemacht, ebenso wurde geraucht; ebenso rief der Gerichtskommissar sein: „Der Gerichtshof kommt!“ und ebenso saßen die Gendarmen da und bemühten sich, nicht einzuschlafen.

Aus der Verhandlung ging hervor, daß dieser Bursche als kleiner Junge vom Vater in eine Tabakfabrik gegeben war, wo er fünf Jahre zugebracht hatte. Im gegenwärtigen Jahre war er nach vorausgegangenen Mißheiligkeiten des Besitzers mit den Arbeitern entlassen worden und stellenlos ohne Beschäftigung durch die Stadt gebummelt, wobei er sein letztes Geld vertrank. Im Traktir war er mit dem ebenso wie er schon seit längerer Zeit stellenlosen Schlosser, der stark trank, zusammengetroffen, und sie hatten zu zweien in der Nacht, in trunkenem Zustande, das Schloß erbrochen und das erste, was ihnen in die Hände kam, mitgenommen. Sie wurden abgeführt. Gestanden alles ein; wurden aber ins Gefängnis geworfen, wo der Schlosser in Erwartung des Urteils starb. Ueber den Burschen aber sah man jetzt zu Gericht, wie über ein gefährliches Wesen, vor dem man die menschliche Gesellschaft schützen mußte.

„Ein ebenso gefährliches Wesen wie die Verbrecherin von gestern,“ dachte Nechljudow, indem er alles hörte, was vor ihm vorging. „Sie sind gefährlich. Aber sind wir nicht gefährlich? . . . Ich, ein Wüstling und ein Verräter, und wir alle, alle diejenigen, die mich als den, der ich bin, kannten und mich nicht nur nicht verachteten, sondern sogar verehrten?“

Es ist doch augenscheinlich, daß dieser Bursche nicht ein besonderer Bösewicht, sondern offenbar ein ganz gewöhnlicher Mensch ist, und daß er zu dem, der er ist, nur deshalb geworden ist, weil er sich in den Verhältnissen befand, die solche Menschen hervorbringen. Und deshalb scheint mir, ist es klar, daß man, damit es solche Burschen nicht mehr giebt, sich bemühen muß, die Bedingungen abzuschaffen, unter denen solche unglückliche Wesen entstehen.

Aber was thun wir? Wir ergreifen einen solchen Burschen, der sich gerade fangen läßt, obgleich wir sehr gut wissen, daß tausend andre, die ihm gleichen, ungesungen bleiben, — werfen ihn ins Gefängnis, wo ihm Müßiggang oder ungesunde, unützige Arbeit aufgezwungen werden, und gesellen ihn zu andern Leuten, die entkräftet und vom rechten Lebensweg abgekommen sind. Dann schicken wir ihn auf Staatskosten in Gesellschaft der allerverkommensten Subjekte von Moskau in das Gouvernement Irkutsk.

Wir thun gar nichts, um die Bedingungen zu beseitigen, unter denen Menschen wie diese entstehen; im Gegenteil: wir fördern jene Anstalten, aus denen sie hervorgehen. Diese Anstalten sind wohl bekannt; es sind Fabriken, Manufakturen, Werkstätten, öffentliche Häuser und Branntweinschenken. Wir beseitigen dieselben nicht etwa, sondern sehen sie als etwas Notwendiges an, unterhalten sie und regeln ihre Einrichtung.

Auf diese Weise bilden wir nicht einen, sondern Millionen Menschen heran, greifen dann einen von ihnen heraus und bilden uns ein Wunder was getan, uns selbst derart beschämt zu haben, daß gar nicht mehr von uns verlangt werden kann. Haben wir ihn nicht von Moskau nach Irkutsk expediert? — So dachte Nechljudow mit ungewöhnlicher Klarheit und Lebhaftigkeit, während er auf seinem Stuhl mit hoher Lehne neben dem Obersten saß, den verschiedenen Tonfall der Verteidiger, des Staatsanwalts und des Präsidenten hörte und ihre selbstbewußten Bewegungen sah.

Und wie viele und große Anstrengungen kostete diese ganze Heuchelei, dachte Nechljudow weiter, mit einem Blick über den weiten Raum, die Bilder, Lampen, Lehnstühle,

Uniformen, die dicken Wände und geräumigen Fenster. Dabei malte er sich die riesige Größe dieses Gebäudes aus und die noch größeren Dimensionen dieser ganzen Einrichtung mit ihrem Heer von Beamten, Schreibern, Wächtern und Gerichtsdienern, die nicht nur hier, sondern in ganz Rußland für ihr Mitwirken an der ganz überflüssigen Komödie Geld erhalten.

„Wenn wir nur ein Hundertstel dieser Anstrengungen darauf richten würden, diesen Verkommenen zu helfen, die wir jetzt nur als Hände und Leiber betrachten, welche für unsere eigne Ruhe und Bequemlichkeit erforderlich sind! Es hätte sich nur ein Mensch finden müssen — dachte Nechljudow, indem er auf das tränkliche, eingeschüchterte Gesicht des Burschen sah —, der sich seiner erbarmt, als man ihn bereits aus Not aus dem Dorfe in die Stadt gab, und ihm in seiner Not geholfen hätte; oder selbst als er schon in der Stadt war und nach zwölfstündiger Arbeit in der Fabrik mit seinen älteren Freunden, die ihn verführten, in den Traktir ging, — da hätte sich jemand finden müssen, der ihm gesagt hätte: „Geh' nicht, Wanja, das taugt nichts.“ Dann wäre der Bursche vielleicht nicht gegangen, er hätte sich nicht beschwären lassen und hätte nichts Böses getan.

Aber ein derartiger Mensch, der sich seiner erbarmt, fand sich während der ganzen Zeit, wo er wie ein wildes Tier in der Stadt lebte, seine Lehrjahre verbrachte, und, kurz geschoren, um keine Läuse zu bekommen, für die Meister Einkäufe besorgte, überhaupt nicht; im Gegenteil: alles, was er von Meistern und Kollegen hörte, seitdem er in der Stadt lebte, war, daß ein fixer Kerl sei, wer betrog, trank, schimpfte, sich prügelte oder liederlich war.

Als er aber trank und von der ungesunden Arbeit, dem Trinken und der Liederlichkeit verdorben, verdummt und albern, wie im Schlaf, ziellos in der Stadt umherstrolcherte, aus Dummheit in irgend einen Schuppen einstieg und aus demselben niemand nötige Diebenlauer hervorholte, da bekümmerten wir uns nicht darum, die Ursachen zu beseitigen, welche diesen Burschen in seine jetzige Lage versetzt hatten, sondern da wollen wir die Sache dadurch wieder gut machen, daß wir diesen Burschen bestrafen! . . .

Schrecklich! Man weiß nicht recht: ist hier die Grausamkeit oder der Unsinn das Größere von beiden? Aber jene wie dieser scheinen hier ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben.“

Nechljudow bedachte alles das und hörte schon nicht mehr, was um ihn herum vorging. Und er erschrak selbst über das, was sich ihm eröffnete. Er wunderte sich, wie er das nicht früher hatte sehen können, wie andre es nicht hatten sehen können.

### Fünfunddreißigstes Kapitel.

Sobald die erste Pause eintrat, stand Nechljudow auf und trat in den Korridor mit der Absicht, nicht mehr in das Gericht zurückzukehren. Dochte man mit ihm machen, was man wollte, aber an dieser Komödie weiter teilnehmen, das brachte er nicht fertig.

Nechljudow erkundigte sich, wo das Zimmer des Staatsanwalts sei, und ging zu ihm. Der Gerichtsdiener wollte ihn nicht vorlassen, sondern erklärte, der Staatsanwalt sei jetzt beschäftigt. Aber Nechljudow hörte nicht auf ihn, trat in die Thür und wandte sich an den Beamten, der ihm entgegenkam, mit der Bitte, dem Staatsanwalt zu melden, daß er Geschworener sei und ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen müsse. Der Fürstentitel und die feine Kleidung halfen Nechljudow. Der Beamte machte dem Staatsanwalt Meldung, und Nechljudow wurde vorgelassen. Der Staatsanwalt empfing ihn stehend, augenscheinlich verstimmt über die Hartnäckigkeit, mit der Nechljudow ihn zu sprechen verlangte.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Staatsanwalt streng.

„Ich bin Geschworener, mein Name ist Nechljudow, und ich muß unbedingt die Angeklagte Maslova sehen,“ brachte Nechljudow schnell und entschlossen heraus, wurde dabei rot und fühlte, daß er einen Schritt unternähme, der entscheidende Bedeutung für sein Leben haben würde.

Der Staatsanwalt war ein kleiner brünetter Mann mit kurzem grauen Haar, glänzenden lebhaften Augen und einem

geschorenen, dichten Barke an der vorstehenden unteren Kinnlade.

„Die Maslowa? Gewiß, kenne ich. War wegen Giftmords angeklagt,“ sagte der Staatsanwalt ruhig. „Wozu müssen Sie die sehen?“ Dann fügte er, gleichsam mit dem Wunsch, milder zu sein, hinzu: „Ich kann Ihnen das nicht gestatten, wenn ich nicht weiß, wozu das nötig ist.“

„Es ist für mich einer ganz besonders wichtigen Angelegenheit wegen nötig,“ begann Rechljudow und stammte auf.

„So so,“ sagte der Staatsanwalt, erhob den Blick und schaute Rechljudow aufmerksam an. „Ist ihre Sache schon vorgewesen oder noch nicht?“

„Sie ist gestern vor Gericht gewesen und ganz ungerecht zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Sie ist unschuldig.“

„So so. Wenn sie erst gestern verurteilt ist,“ sagte der Staatsanwalt, ohne auf Rechljudows Erklärung bezüglich der Unschuld Maslowas acht zu geben, „so muß sie sich bis zur endgültigen Urteilsverkündung im Interimsgefängnis befinden. Besuche sind da nur an bestimmten Tagen gestattet. Dorthin rate ich Ihnen, sich zu bemühen.“

„Aber ich muß sie sobald wie möglich sehen,“ sagte Rechljudow, während seine untere Kinnlade zitterte, und fühlte das Herannahen der entscheidenden Minute.

„Weshalb müssen Sie das?“ fragte der Staatsanwalt, mit einer gewissen Unruhe die Brauen hebend.

„Weil sie unschuldig und dabei zu Zwangsarbeit verurteilt ist. Der Schuldige an allem aber bin ich,“ sagte Rechljudow mit zitternder Stimme und fühlte dabei gleichzeitig, daß er etwas sagte, was er nicht zu sagen brauchte.

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte der Staatsanwalt.

„Weil ich sie verführt und in die Lage gebracht habe, in der sie sich jetzt befindet. Hätte ich das nicht getan, so würde sie nicht einer solchen Beschuldigung ausgesetzt sein.“

„Trotzdem sehe ich nicht ein, welchen Zusammenhang das mit dem Besuch hat.“

„Einfach den, daß ich ihr folgen und sie . . . heiraten will,“ sagte Rechljudow. Und wie stets, wenn er hierüber sprach, traten ihm Thränen in die Augen.

„Ja? Nun sehen Sie!“ sagte der Staatsanwalt. „Das ist wirklich ein sehr außergewöhnlicher Fall. Sie sind ja wohl Stimmführer in der Krasnoperstischen Semstwo?“ fragte der Staatsanwalt und erinnerte sich dabei, daß er früher von diesem Rechljudow gehört hatte, der jetzt einen so sonderbaren Entschluß kundthat.

„Entschuldigen Sie, ich glaube nicht, daß das etwas mit meiner Bitte zu thun hat,“ erwiderte Rechljudow ärgerlich und flammte auf.

„Natürlich nicht,“ sagte der Staatsanwalt, kaum merklich lächelnd und durchaus nicht verwirrt, „aber Ihr Wunsch ist so ungewöhnlich und weicht so von aller Form ab . . .“

„Also, wie ist es, kann ich die Erlaubnis bekommen?“

„Die Erlaubnis? Na, ich werde Ihnen sofort einen Einlaßschein ausstellen. Nehmen Sie gefälligst Platz.“

Er trat an den Tisch, setzte sich und begann zu schreiben.

„Bitte, setzen Sie sich.“

Rechljudow stand.

Nachdem der Staatsanwalt den Schein geschrieben, übergab er Rechljudow das Schreiben und sah ihn neugierig an.

(Fortsetzung folgt.)

### Aus der musikalischen Woche.

Wieder einmal ertönt die Totenglocke den Klang der Musik vom Tage. Vor kurzen sind in München Heinrich Vogl und in Wien Wilhelm Jahn gestorben. Wer biographische Notizen über sie braucht, wird solche leicht finden, und zu einem Nekrolog laugt es hier nicht. Aber Eins möchten wir hervorheben. Beide Männer wurden auch besonders in Verbindung mit Richard Wagners Namen genannt, weniger wohl Jahn, der frühere Wiesbadener, dann Wiener Opernkapellmeister, der als einer der bedeutendsten Dirigenten von Wagners Musikdramen galt, desto mehr aber Vogl, der allberühmte Heldentenor im besten Sinn des Wortes, der in Wagners junger Glanzzeit der Schöpfer mehrerer Hauptrollen war. Seine Vereinerung eines hoch über aller Opernschablone stehenden dramatischen Spiels mit einem höchst kunstvollen, auch im Konzert meisterhaften Gesang, den er immer wieder mit eifrigster Selbstvervollkommenung pflegte, machte ihn zum echten Vertreter Wagnerscher Kunst. Beim Hinscheiden solcher Männer drängt sich nun die bange Frage auf, wie viel von der Ueberlieferung jener Glanzzeit nach-

gerade übrig bleiben wird. Ueber das jetzige Wahreuth ward schon mancherlei Klage erhoben, daß dort von der authentischen Tradition nicht mehr genügend vorhanden sei; und auf unsre Operntheater, vielleicht zum Teil das Wiener und das Münchner ausgenommen, ist ja erst recht nicht zu rechnen. Je geringer die Zahl der Getreuen von damals wird, desto kostbarer werden ihre Zeugnisse, desto dringender die Notwendigkeit, diese noch zuzeiten auszumühen.

Dazu kommt nun, daß ja jede Periode der Musik ihren eignen Vortragsstil hat. Was werden etwa kommende Jahrzehnte aus den Werken Wagners machen? Nun steht immer in Frage, wie denn ein Werk aus einer früheren Periode in einer späteren gespielt werden solle. Etwa nach dem Stil der späteren? Aber dann fälscht man das Werk. Oder nach dem Stil der früheren? Aber dann fälscht man den Eindruck: denn es werden ja nunmehr zum Teil andre Instrumente gespielt, jedenfalls andre Hörfähigkeiten, andre Kenntnisse usw. in Anspruch genommen. Und diese Fälschung dürfte sogar die bedenklichere sein. Es ist wie bei einer Uebersetzung, ja wie bei jeder reproduktiven Kunst, vielleicht sogar wie bei jeder darstellenden Kunst. Bosse Treue ist unmöglich, wenn aus einer Sprache in die andre, aus einer Erscheinungswelt in die andre übertragen werden soll. Alte Regel: vor allem den Geist der Sprache wahren, in die überetzt werden, den Geist der Gestaltungswelt wahren, in der gestaltet werden soll. Und die Treue? Die folgt am besten aus der Fragestellung: wie würde der ursprüngliche Autor sich in der neuen Sprache, in der neuen Gestaltungswelt ausdrücken? So ergibt sich das Gebot einer kunstvollen Berücksichtigung des einen wie des andern, also eines Mittelwegs, der aber kein Verwischen, sondern ein Zusammenwirken bedeuten soll.

Herr Professor Waldemar Meyer dürfte diesen Mittelweg gut getroffen haben, als er neulich selbviert das sogenannte „Kaiserquartett“ von Haydn vorführte. Der Zauber, der uns aus solchen Werken mit ihren verhältnismäßig unselbständigen Fällstimmen (im 2. Satz zu einem wechselfollen Spiel der östreichischen Volkslyrnen gesteigert) und mit ihrer rührenden Freude an einer heiteren Welt umfaßt, ist nicht mehr der Zauber unsrer Welt, ist aber freilich auch wieder etwas andres als der ein Menschenalter spätere „Wiedermeier“-Ton. Jene Vorführung geschah in dem bereits 26. der dankenswerten Konzerte des „Ausgleichs zur Veranstaltung von Volksaufführungen“. Abermals ein Problem der Uebersetzung! Hier soll gute Musik Hören geführt werden, die gleichzeitig in einer andren Sprache hören, als in welcher sonst das Publikum hört und ein Tonkünstler komponiert oder reproduziert; Hören, die mehr Abwechslung lieben als andre und weniger leicht und lang bei anstrengenden Eindrücken festzuhalten sind. Also buntes Programm! Und das ist nun wieder kunstwürdig, der Kunst untreu. Ja glaube, wir kommen aus diesem alten Dilemma, das um so drängender wird, als sich ja allmählich in der Arbeiterkchaft immer mehr das Verlangen nach volkstümlichen Musikausführungen regt, nur dann heraus, wenn wir sie durch irgendwelche nicht pedantische Mittel ganz eigentlich belehrend machen, durch instruktive Erläuterungen und was eben sonst einem solchen Zweck dienen mag. In eben jenem Konzert hatte Fräulein Charlotte Taubert mit wohlverdientem Erfolg vier Lieder gesungen; darunter folgte ein „O laßt mich träumen“ von dem bekannten Operettenkomponisten A. Sullivan und ein „Litauisches Lied“ des Klaviers Fr. Chopin unmittelbar aufeinander. Wo war da für den weniger erfahrenen Hörer ein Anhalt, um neben jenem schredlichen Schmadagefang den Wert dieses schlichten und doch inhaltreichen Liedes zu würdigen, das aber hinwegwieder kein reines Bild des eigentlichen Chopin giebt? Und wenn es erst einmal gelte, diesem Publikum, das ja naturgemäß zu einer Begünstigung selbständiger moderner Regungen neigt, solche Kompositionen von heute und die ihnen entsprechende Art der Wiedergabe vorzuführen?

Es war mir nicht leicht, mich in einen ganz eigenen Fall von Uebersetzung hineinzufinden, als ich die Klaviervorträge Herrn G. Adolf Papendick's hörte. Ein würdiger älterer Herr, der so gar nichts vom modernen Virtuosen an sich hat, aber desto mehr von der Genauigkeit, Eintheiligkeit und Besonnenheit des Meisters. Das, was selbst in der sehr frühen F-moll-Sonate Beethovens den Komponisten des Leidenschaftlichen ankündigt und das, was es in der C-moll-Sonate Schuberts zu Beginn Sürmischeres und im weiteren Verlauf sozusagen Blumenhaftes giebt: all diese, ein besonders sensitives Temperament des Spielers verlangenden Eigentümlichkeiten liegen über die etwas trockene Natur Herrn Papendick's hinaus. Allein sein ungemiein reinliches, durchsichtiges, allem Verwischen durch Pedal so ganz entgegengesetztes Spiel, das doch keineswegs der Energie und der gestaltenden Betonung entbehrt, ist wenigstens als ein gleichsam aus älterer Zeit herüberreichendes Muster eine interessante Ergänzung des heute leblichen. Aber Chopin und Liszt, die noch neben einigen weniger bekannten Stücken auf dem Programm standen, wollte ich nicht mehr hören; ich fürchte, der Konzertegeber würde mit dem Vortrag solcher Werke seinen bis dahin noch erträglichen Mangel an flotter Lebhaftigkeit und schwiegsamer Phantasie zu deutlich fühlbar gemacht haben.

Zu all den Konflikten von Vortragsweise treten nun noch häufig Aufgaben wie die, sich im Konzertsaal zu bewähren, wenn man sonst auf einem ganz andren Boden wirkt, oder inmitten einer Flut der allerberühmtesten Darbietungen sich mit einem oder dem andren Stücken selbständig zu vertreten. So höre ich über einen als „Konzert- und Vortragsabend zu wohltätigem Zwecke“ be-

zeichneten Abend, daß dort ein halb Duzend Deklamationskünstler mit verdientem Erfolg ihrer interessanten Persönlichkeiten wirkten. Namen wie Johannes Trojan und wie Otto Sommersdorff (dieser mit litterarisch wertvollen, vermutlich eigenen Stücken), daß dazwischen Frau Lieban-Globig mehrere Lieder sehr lieblich, aber etwas äußerlich vorgetragen habe, und daß die Operettenvirtuosin Fräulein Maria Werber mit ihrer, übrigens recht schrill gewordenen Stimme den Eindruck erweckte, überhaupt nicht für den Konzertsaal geeignet zu sein. Also schließlich auch der Konflikt, daß solche Künstler sich hißbereit zu einem wohlthätigen Zweck finden lassen und dann erst noch mit einer Kritik rechnen müssen. So tragen künstlerische Wohltätigkeitsvorstellungen stets einen oder vielmehr zahlreiche Widersprüche in sich, viellecht mit größerem Schaden für die Kunst als der Nutzen ist, den sie — recht fraglich — für den „Zweck“ einbringen. — sz.

## Maifest-Blätter.

Die Maifest-Blätter der deutschen und der österreichischen Partei und die Mai-Nummern des „Wahren Jakob“ und des „Süddeutschen Postillon“ liegen uns vor.

Das Festblatt der deutschen Partei gedenkt in erster Linie des Jubiläums, das die Partei in diesen Tagen begeht: seit dem Einigungswerk auf dem Gothaer Kongress sind in diesem Mai gerade fünfundsiebzig Jahre verfloßen. Die Geschichte dieser Einigung zeichnet ein sachlicher, gut orientierender Rückblick auf jene Tage, der Erinnerung an dieses Jubiläum ist auch das Vorbild auf den beiden mittleren Seiten des Blatts gewidmet. Es ist ein Triptychon, dessen drei Abteilungen von Stamm und Blätterkrone des Eichbaums umrahmt sind. Auf dem Mittelbild legt die Stärke, ein überlebensgroßes Weib in Brustharnisch und Helm, bewaffnet mit einer Keule, schlagend die Rechte auf die geeinten Hände der beiden Arbeiter, die in stolzer Haltung, mit dem Ausdruck gesammelter Kraft vor ihr stehen; im Hintergrunde liegen Fabriken mit vielen rauchenden Schloten. Auf dem rechten Seitenbilde stürmt, das Schwert schwingend, die Freiheit heran, links flieht vor ihr die Zwietracht, auf deren Wirken die Herrschaft des Gottes Mammon begründet war. Die Zeichnung ist in einfachem linearen Stil gehalten, der zukunftsfröhliche siegesfröhliche Geist, der aus dem Ganzen spricht, wird gefallen. Weniger wird dies vielleicht bei dem Titelbilde der Fall sein: auf dem Erdball steht, mit der Linken die gewaltige Fahne, mit der Rechten den Hammer schwingend, ein Arbeiter im Schurzfell; er ruft zum Kampfe, aber die Art, wie er zu diesem Zweck den Mund öffnet, wirkt doch recht fatal, und auch sonst macht das Gesicht einen nicht gerade übermäßig Augen Eindruck. Noch ein Bild enthält die Nummer, eine Reproduktion der bekannten „Szene aus der Hölle“ von dem belgischen Lausdänker Bierck, Napoleon vor seinen Opfern in der Hölle. Nicht das hat man, beläufig bemerkt, gegen das Bild eingewendet, daß es „Tendenz-Malerei“ sei, sondern, daß es so ganz nur Tendenz und so gar wenig Kunst, eigne überhaupt nicht, gäbe. Der Textteil enthält außer dem schon erwähnten Aufsatz ein längeres Gedicht „Der Arbeit Fest“ von Ernst Preczang, einen im Ton etwas fremden Aufsatz „Der erste Mai und die Frauen“, eine kurze Behandlung des Themas „Was können die Gewerkschaften?“, Uebersichten über die Fortschritte der Arbeiterschutz-Gesetzgebung und die Entwicklung der Maifeier im letzten Jahrzehnt, über die Kriegsfurie im neunzehnten Jahrhundert u. a.

Wieder etwas gar bunt präsentiert sich das Maifestblatt der österreichischen Genossen. Und nur in dem Titelblatt — nackte Kinder schwingen sich im Reigen um ein Kesselnbeet, aus dem ein Maibaum aufragt — ist die Farbe auf drei einfache Töne, hellbraun, hellblau und rot, gestimmt, die gut zu einander stehen, und auch die Zeichnung ist anspendend; das große beigelegte Vorbild und das Schlussbild „Mammon“ haben dagegen wieder einen zu weichen Ton. „Unser der Sieg — trotz alledem!“ betrifft sich das Vorbild: Die Freiheit weist den Mammon mit seinen Geldsäcken und seiner Helferin, der Schlange, aus dem Palast und hält die Hand des jungen Vurschen, der die große rote Fahne trägt; zu der Felsplatte, auf der sie steht, zieht die ihr jubelnde Schar der befreiten Arbeiter heran. Wie früher ist auch diesmal der Textteil entschieden die bessere Hälfte des Maiblatts. Es enthält eine Reihe ansehnlicher und anregender Aufsätze. Ellenbogen wirft einen Rückblick auf den Textilarbeiter und den Kohlengräber-Streit, Ellen Key plaudert über „Kunst und Socialismus“, Fritz Austerly zieht die „Bilanz des Wiener Wahlrechtskampfs“, von den „Friedensbestrebungen“ in unsrer Zeit handelt ein anderer Beitrag; und die „Maienwanderung“ erzählt in Dialogform die Bekehrung des zum Proletarier gewordenen Landmanns.

In der Mai-Nummer des „Wahren Jakob“ ist ein großer Teil der Beiträge dem Gedanken des ersten Mai gewidmet. In einem farbigen Scherzbilde auf der Titelseite treiben Faune im Waldhimmel ihr Wesen, indem sie einen Polizisten von dem Festplatze im Hintergrunde fernhalten, auf dem im freundlichen Sonnenlichte ein fröhliches Volk seine Maifeier begeht; auf der Rückseite wird „die alte und die neue Gesellschaft“ in zwei Paaren von Reisenden kontrastiert, die auf schmalem Bergpfad einander begegnen, wobei die alte Dame kehrt machen muß. In einer großen Zeichnung wird „der Siegeslauf des Socialismus“ geschildert; wie am Rande bemerkt wird, ist sie frei nach einem bekannten Motiv

Walter Cranes „Der Wettlauf der Stunden“ gearbeitet. Die Stunden sind hier zu den einzelnen Völkern Europas geworden, die im edlen Wettlauf zu dem hohen Ziel des Socialismus einander die Palme streitig machen. Zu Gedichten und Plaudereien, in Scherz und Ernst wird der erste Mai gefeiert. Wilhelm Liebknecht hat den Zeitaußsatz geschrieben. Die Nummer enthält auch die Novelle „Ein Sterben“ von Paul Bröder (Hamburg), die bei dem Preisausschreiben des „Wahren Jakob“ den ersten Preis davongetragen hat.

Der „Süddeutsche Postillon“ zeigt auf dem Titelblatt seiner Mai-Nummer den Arbeiter, der „seinen Feiertag“ hält; er schreitet einsam durch die hügelige Landschaft — der erste Mai ist sonst eigentlich wohl nicht der Tag, an dem der Arbeiter das Bedürfnis empfindet, allein zu gehen. Auch gegenüber dem Mittelbilde „Die Rot“ wird man seine Bedenken nicht unterdrücken können. Wir sehen dabei ganz ab von den Qualitäten des Bildes. Aber es scheint uns verfehlt, an unserm Maitag, dem Tag, an dem wir freudiger als an jedem andern der schönen Ziele gedenken wollen, zu denen unser Kampf uns führen soll, uns im Festblatt das Scheusal vorzuführen, als das die Rot hier dargestellt ist. —

## Kleines Feuilleton.

— Aus Reporterberichten hat das „Neue Wiener Tagblatt“ folgende Sätze gesammelt: Im höchsten Grade bestürzt, wurde die Blechbüchse nebst dem Stilk Pechfadel und der Zündschnur mit der Annahme, daß dies eine Bombe sei, dem Bezirksgerichte übergeben. Diejenigen Arbeiter, welche die Blechbüchse gefunden und zu tragen hatten, standen wahre Tantalusqualen aus.

Erwähnenswert ist, daß beide Willenbesitzer scharfe Bulldoggen haben und sich die ganze Nacht nicht rühren.

Wie aus Czernowitz telegraphiert wird, hat dort der Offiziers-Stellvertreter M. L. in Gesellschaft der Tochter eines Wiener Postbeamten zuerst sich und dann seine Geliebte erschossen.

Gestern ist hier Herr R. R. nach kurzweiligem Krankenlager einem tödlichen Leiden erlegen. Sein Absterben ruft die lauterste Teilnahme seiner Kollegen hervor.

Mit mehreren Leuten bewaffnet, drang der Direktor in das Zimmer.

Se. Excellenz der Leichnam ruhte in einem Metall-Doppelsarg. Herr Dr. L. hatte die Gnade, auch im Sumpendorfer Spital von der hohen Besucherin angesprochen zu werden.

Wenzel Wolf arbeitete auf einem Neubau in der Schönbrunnerstraße in Weidling. Dieser war schwerhörig und am linken Auge erblindet. Vor drei Monaten wurde er Witwer.

Ein schnell herbeigerufener Sicherheitswachmann durchschneidet den Riemen und wurde, nachdem ihm die Kerze der Rettungsgesellschaft Hilfe geleistet hatten, in seine Wohnung gebracht.

Es war eine Orgie von Gemekel, die da eine Bestie in Menschengestalt ereignete hatte.

Die Bestattung des Heimgegangenen findet im engsten Familienkreise statt.

Der Train zuckte dreimal förmlich zusammen. (Weim Sturze eines Felsblods auf ein Eisenbahngleise.) —

## Theater.

Schiller-Theater. Niobe. Der Diener zweier Herren. Der Frühling fängt an, den Spielplan zu beeinflussen. Man giebt heitere Stücke, um sich zur Sonne draußen in keinem allzu schroffen Gegensatz zu bringen. Das Schiller-Theater hat „Niobe“ hervorgeholt und hat damit den Erfolg gehabt, den der belannte englische Schwanke bei einem naiven Publikum wohl stets erzielen wird. Ungleich wertvoller als „Niobe“ war die lustige Komödie von Goldau, die den Abend beschloß. Das Stück ist über hundert Jahr alt und wirkt heute noch so frisch, wie es nur immer bei der Premiere gewirkt haben kann. Das behandelte Motiv ist von der einfachsten Art. Ein Diener verdingt sich an zwei Herren und ruft dadurch die größte Verwirrung hervor. Wort- und diese Verwirrungen bestehen, ist im Grunde gleichgültig; ich wenigstens habe von der eigentlichen Fabel keinen Eindruck empfangen. Um so fröhlicher aber war der Eindruck, den ich von dem Hauptcharakter des Stücks erhielt. Der Diener ist mit feiner und sicherer Kunst gezeichnet. Sein Charakter ist eine wunderliche Mischung von gesundem Menschenverstand und täppischem Wesen. Man lacht über seine naiven Späße, obgleich sie einem bereits längst aus andern Komödien bekannt sind. Man lacht und hat dabei das beste Gewissen von der Welt. Nirgends stellt sich die Empfindung ein, die einem aus den modernen Circusschwänken so peinlich gut bekannt ist — die Empfindung einer leiser Scham, weil man sich durch den Unstimm der Bühne zum Lachen zwingen läßt. Der Diener Goldaus kann es gar nicht zu toll treiben und das kommt wohl daher, weil hinter seinen Späßen immer ein wirklicher Mensch von Fleisch und Blut steht. Man hat es schließlich immer mit Kunst zu thun, mit einer ungebundenen, sorglosen und vertwegenen Kunst, aber doch eben mit Kunst. Schamajow, dem unter den Darstellern die Hauptaufgabe zufiel, spielte ganz im Charakter des Stücks. Er war vor allem immer frisch und gab dem Diener die ganze Ausgelassenheit, die er braucht, wenn er uns unterhalten will. Neben Schamajow wäre noch Crete Meyer zu nennen, die im ersten Stild die Niobe spielte. — E. S.

**Kulturgegeschichtliches.**

Das älteste Maß, von dem wir Kenntnis haben, ist wahrscheinlich die Elle oder die Länge vom Ellenbogen bis zur Spitze des kleinen Fingers. Dieses Maß wurde schon beim Bau der großen Pyramiden 3500 Jahre v. Chr. benutzt, war auch bei den Juden und andern semitischen Völkern in Anwendung. Die Länge war bei den verschiedenen Völkern verschieden. Ein sehr altes in den Ruinen von Abydos gefundenes Ellenmaß besitzt eine Länge von 25,1 Zoll oder 62 3/4 Centimetern, während die späteren Ellenmäße, die kurz vor dem griechischen Zeitalter im Gebrauch waren, nur 18 1/4 Zoll oder 45 1/2 Centimeter Länge besaßen. Die durchschnittliche Länge der Elle kam zu rund 50 Centimeter angenommen werden, und dieser Betrag stimmt auch mit den an der großen Pyramide angewandten Mäßen überein. —

**Völkerkunde.**

Dem Berliner Museum für Völkerkunde ist ein Exemplar von einer großen Ausgabe mexikanischer Bilder-  
schriften in Faksimile zum Geschenk gemacht worden. Die „Nat.-Ztg.“ berichtet darüber folgendes: Die schön gezeichneten und prächtig kolorierten Codices, welche zur Ansicht ausliegen, enthalten fast ausschließlich den Kalender der Mexikaner, der zu Weissagere-zwecken verwandt wurde und zugleich die bedeutendste Quelle für die Kenntnis der mexikanischen Religion und Mythologie bildet. Jeder Woche von 13 Tagen präsidiert eine bestimmte Gottheit, deren Funktionen durch die Kleidung und daneben gemalte Symbole femlich gemacht sind. Jeder Tag ist durch ein bestimmtes Zeichen, das einen Gott, ein Tier oder sonst einen konkreten Gegenstand darstellt, zu einem günstigen oder ungünstigen gestempelt. Dasselbe ist mit den 20 Wochen der Fall. Tageszeichen giebt es ebenfalls 20, die regelmäßig aufeinander folgen. In 20 Wochen zu 13 Tagen, also in 260 Tagen ist der Kalender zu Ende. Seine Entstehung ist vollständig dunkel und scheint zu den Mondphasen keine Beziehung zu haben. Daneben besteht aber eine Rechnung nach Sonnenjahren zu 365 Tagen. In einem solchen Jahr werden 18 Festzeiten zu je 20 Tagen unterschieden. Die Feier bezieht sich je nach den Jahreszeiten auf bestimmte Gottheiten, die mit dem Gedeihen der Feldfrüchte und mit dem schroffen Wechsel zwischen Trockenheit und Regenzeit in dem Hochthal von Mexiko zu thun hatten. Die Darstellungen dieser Götter, und der zu ihren Ehren gefeierten Feste bilden einen weiteren Teil der in den Bilderhandschriften aufgeführten Dinge. Neben Sonne und Mond beobachteten die Mexikaner den Morgenstern, die Venus, und brachten deren Umlaufzeit von je 584 Tagen in dem Kalender von 260 Tagen durch die Anordnung der Tageszeichen zum Ausdruck. Je nachdem der Anfang der Umlaufperioden auf diesen oder jenen Tag fiel, wurde ein bestimmter ungünstiger Einfluß der Gottheit des Morgensterns auf die Menschen erwartet. Die Grundzüge dieses Kalenders, auf Sonne, Morgenstern und den Zeitraum von 260 Tagen gegründet, finden sich bei allen Kulturvölkern Centralamerikas, obwohl diese sprachlich in keiner Verwandtschaft zu einander stehen. Das mexikanische Götterpantheon enthält Erd- und Himmelsgötter. Seine Vielgestaltigkeit ist daraus zu erklären, daß jede der vielen Städte und jeder Stamm seine eigene Gottheit hatte und alle diese Gestalten von den siegreichen Bewohnern der Stadt Mexiko nach und nach in ihren Olymp aufgenommen wurden, sobald sie ihre Herrschaft über das mexikanische Reich, wie es Cortez vorfand, ausdehnten. Naturgemäß geht aber eine einseitige Auffassung durch die vielen Stammgottheiten. Den Mexikanern am nächsten steht die Erde. Wenn die Sonne mit ihren Sonnenpfeilen, den Straßen, die Erde verwundet und Dürre erzeugt, so wird dieses in den Bilderchriften dadurch dargestellt, daß der Hirsch, das Symbol der Erde, von einem Pfeil erlegt wird. Der „doppeltöpfige“ Hirsch aber ist zugleich der Name einer Erdgöttin, welcher von dem wichtigen Gegensatz der Dürre und des Wasserreichthums auf der Erde hergenommen ist. Wenn der Morgenstern Dürre verursacht, so sehen wir die Maisgöttin vom Speer der Gottheit des Morgensterns verwundet und Raupen fressen die Maisähren auf dem verdorrneten Erreich. So können die Sonnengötter eigentlich nur unmittelbar den Menschen schaden, nämlich durch Vermittlung und Schädigung der Erde und ihrer Gottheiten. Da aber von der Erde sowohl Gutes wie Böses herkommt, so haften allen Erdgöttinnen eine doppelte Auffassung an, eine fremdliche und eine fürchbare, wie wir das schon an der Dürre und dem Wasserreichthum sahen. Die Maisgöttin giebt den Mais, das Hauptnahrungsmittel der Mexikaner, sie verursacht aber auch unter dem Namen „Sieben Schlangen“ die Hungersnöte. Aus dem Schoße der Erdgöttinnen sproßt alles Leben — was sehr naiv durch einen Baum ausgedrückt wird, der aus ihrem Leib emporwächst — sie sind aber zugleich Todesgötter, weil in den Erdrachen des Abends die Sonne herabstürzt und in ihm alles Leben begraben wird. Deshalb werden sie häufig mit Totenschädel, Knochen-Emblemen, ausgerissenen Herzen und abgehauenen Händen, die sie als Schmutz an sich tragen, dargestellt und sind ursprünglich zugleich die Götter des Kriegs, obwohl gewöhnlich die Sonnengötter als solche fungieren. Die Erde braucht zu ihrem Wachstum Blut. Das sehen wir folgendermaßen in einer Bilderhandschrift zum Ausdruck gebracht. Zwei Menschen, deren Köpfe abgeschlagen sind, liegen am Boden, den Hälsen entspringt ein starker Blutstrom, der sich wie ein breites Band um einen Erdgott und eine Erdgöttin schlängelt. Dieses Sigen unter einer Decke bedeutet die Verheiratung. Rings

um sie breitet sich die Erde aus, dargestellt durch einen von Linien umschlossenen Raum, in den viele Häkchen gezeichnet sind, die gewöhnliche Hieroglyphe für Erde. Aus dieser Erde sprossen zwei Blütenbäume empor. Der Gedankengang ist klar und für die mexikanische Auffassung des Menschenopfers bezeichnend. Deshalb vielleicht wurden die Opfer für die Erdgöttinnen enthandelt, während sie sonst durch Öffnen der Brust und Herausreißen des Herzens geopfert wurden. Ein ebenso verständlicher Vorgang war, daß man den Opfern die Haut abzog und sich mit dieser die Repräsentanten der Erdgottheiten bekleidete. Das sollte an den Jahresfesten der Erdgötter andeuten, die Erde möge sich mit neuer Vegetation überziehen. Es ist wahrscheinlich, daß die Sitte der Menschenopfer überhaupt von dem Wachstum der Erde ausging. Der Kultus der Erdgötter trägt überhaupt einen weit archaischeren Charakter als der der Himmelsgötter. Andererseits berichtet eine alte Tradition, daß der Krieg von den Göttern geschaffen wurde, um die werdende Sonne mit dem Herzen und dem Blut der geopfertem Gefangenen zu nähren, sonst leuchte sie nicht genug. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Schnelles Wachstum einer Pflanze. Viele Gewächse verlängern ihre Triebe ungemein schnell. Der Bambus ist ein Gras, welches man mit geeigneten Beobachtungsapparaten wachsen sehen kann, und Baumtriebe erreichen nach dem Stutzen zuweilen in einem Jahre die Länge von zwei bis drei Metern. Am leichtesten zu beobachten ist das Wachstumsergebnis natürlich an einjährigen Pflanzen, bei denen man die Wachstumszeit genau kennt, und unter ihnen dürfte, wie C. G. Vasez im Bulletin des Botanischen Gartens von Kew mittelst, eine Amaranthacee aus Florida, *Aconida australis*, wohl von wenigen andern Pflanzen an Schnelligkeit des Wachstums übertroffen werden. Ihre Triebe erreichen häufig eine Länge von 6,70 und selbst von 7,60 Meter im Laufe eines Sommers. —

**Humoristisches.**

- Ein Kavaller. „Haben Sie schon Duellen gehabt?“ „Nein, aber Dürreigen hab' ich schon gekriegt.“
- Keine Regel ohne Ausnahme. Dame: „Neulich las ich, das Adeln sei nicht allein für die Museken, sondern auch für das gesamte Nervensystem möglich; ist das richtig, Herr Doktor?“ Herr: „Allerdings, ausgenommen den Nervus rerum.“
- Damen von heute. „Wohin so eilig, meine Liebe?“ „Ach, was man jetzt für Sorgen hat! Ich gebe nachmittags einen Damenkaffee und da muß ich noch Aschenbecher einlaufen.“

**Notizen.**

- Im Lessing-Theater werden nach dem „W. L.“ in der nächsten Saison folgende Novitäten zur Ausführung gelangen: Hermann Sudermanns Schauspiel „Johannisfeuer“, Max Halbes „Johannisnacht“, Otto Erich Hartlebens Offizierstragödie „Rosemontag“; ferner sind Stücke von Ludwig Fulda, Max Dreher, Philipp Langmann zugesagt. Endlich ist Maurice Donnays Sittenstück „Le Torron“ erworben.
- Von Max Kreher erscheint bei Fischer u. Franke ein „Poffenspiel in drei Akten“ „Die Kunst zu heiraten.“
- Die Darmstädter Künstlerkolonie bereitet für das Jahr 1901 eine Ausstellung vor, die keine Ausstellungshallen, keine Ausstellungsstände oder dergleichen enthält, vielmehr eine Ausstellung fertiger Häuser, eine kleine moderne Stadt ist, in der jeder Stuhl, jede Decke, jedes Tischgerät künstlerisch durchdacht ist. Die Häuser werden als bleibende Villen gebaut, sie sind von vornherein verkauft. Der größte Teil aller ausgestellten Gegenstände wird gleich fest gekauft und der Aussteller hat Gelegenheit, weitere Stücke fest in Bestellung zu bekommen. Die Bauten sind schon seit einigen Monaten in Arbeit und man hofft, bis zum Herbst mit dem Rohbau fertig zu sein, um dann den Winter über die innere Einrichtung aufzustellen und zu vollenden.
- An Schweizer Universitäten gab es 1890: 184, 1894: 322, 1898: 474, 1898/99: 555 immatrikulierte Studentinnen.
- Die St. Petersburger Naturforscher-Gesellschaft hat eine staatliche Unterstützung von 10 000 Rubel erhalten zur Errichtung ihrer biologischen Station im Hafen von Jekaterinograd im nördlichen Eismeer zwischen der Albatyhalbinsel und der Bai von Kola.
- Die größten Gebläsemaschinen der Welt sind kürzlich von einer amerikanischen Firma für die Ohio-Werke der National Steel-Company geliefert worden. Die riesigen Maschinen sollen 45 Umdrehungen in der Minute machen, dem Kolben eine Geschwindigkeit von 450 Fuß geben und einen anfänglichen Dampfdruck von 160 Pfund besitzen. Bei 45 Umdrehungen entwickeln die drei Maschinen je 5000 Pferdekkräfte und blasen in jeder Minute 57 240 Kubikfuß Luft mit einem Druck von 25 Pfund auf den Quadratfuß aus.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 29. April.